

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 318.

Sonntag, 20. November

1932.



## Ein Trautkron

Ein Roman von Elise Sparwasser.

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Nacht schritt vor. Der Mond ging auf und hing fahlgelb über Heiligentreu. Die alte Hanne drückte die Hände vor die Augen und wußte, da draußen vor dem kleinen Westfenster standen die fünf im Totenhemd und schauten zu ihr herein mit großen, stillen Augen. Das war nun mal nicht anders. Das mußte ertragen werden, wie sie es all' die Jahre hindurch getragen.

Wer konnte es wissen, ob sie den Würmern nicht eine Guttat erwiesen? Was hatten sie denn vom Leben zu erwarten . . . die Niemandskinder . . . in heimlichen Stunden geboren . . . die im Mutterleib schon verflucht . . . mit ihrem ersten Lebensschrei Schande und Unglück brachten?

Vergebens! Sie standen wider alle Vernunft Nacht um Nacht vor dem kleinen Westfenster . . . steif und still und in begriffloser, unendlicher Trauer.

Das hatte sie getragen . . . die Ziehmutter Hanne . . . getragen jahrelang. Und hatte sich dabei in den Stunden abgründigen Grauens mit all ihren Gedanken an ihren Rettungsanker gehängt . . . an den sonnigen Fensterplatz mit den roten Geranien und dem Zeisig im Käfig.

Vorüber . . . vorbei . . . und alles war umsonst geschehen. Die Geranien würde eine andere pflegen . . . den Zeisig im Käfig eine andere füttern. Sie aber würde keinen Anker mehr haben, wenn die fünf im Totenhemd zu ihr kamen.

Sie würde in einer Gefängniszelle viele Monate lang ihrer letzten Stunde entgegenwarten. Sie würde taufernde Tode sterben, so oft der Schlüssel im Schloß sich drehte. Bei jedem Schritt, der zu ihrer Zelle kam, würde sie herzklappend auffahren und glauben, ein jeder bringe das letzte Gericht.

Vom Kirchturm zu Heiligentreu schlug hell und dünn die erste Nachtkunde. Die Hanne fuhr aus ihrer Bersunkenheit auf mit dumpfem Schrei: War das schon die Armsünderglocke? Irrsinnig vor Angst und Grauen suchte sie auf dem Wandbrett über dem Herd nach der kleinen Dellampe. Ihre zitternden Hände brauchten eine Ewigkeit, bis der Docht endlich brannte. Sie riß die schmutzigen Gehänge an den Scheiben zu, machte drei Kreuze gegen das Westfenster und schrie: „Hinweg mit euch . . . hinweg . . .“

Einen Augenblick stand sie ratlos in dem ärmlichen

Raum. Dann warf sie sich vor der Truhe neben dem Ofen nieder in plötzlich erwachter Lebensgier. Noch war sie frei! Noch konnte sie fliehen! Nur schnell noch das Geld heraus. Nur schnell . . .

Sie warf mit flatternden Händen Bindeln und Kindswäsche aus der Truhe, suchte und wühlte, und zerrte aus dem Durcheinander eine kleine, eiserne Kassetten. Die verbarg sie unter ihrem Brusttuch. Sie löschte das Licht und spähte durch die Fenster in die Nacht hinaus. Dann stand sie lange am Türspalt und lauschte atemlos:

„Lagen sie schon auf der Lauer . . . die Büttel des Untersuchungsrichters? War das Haus schon bewacht?“

Taghell schien der Mond auf das weite, flache Wiesenland. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen.

Der kleine Hans Jochen schraf plötzlich aus seinem Dämmer Schlaf und schrie grell und jämmerlich. Doch die Alte wandte sich nicht mehr um. Lautlos glitt sie durch die schmalgeöffnete Türe und kroch auf Händen und Füßen davon wie ein scheues Tier.

In feuchtkalten Schwaden zogen die Spätsommernebel über ihr zusammen. Eindringlich und kläglich schrie ein Käuzchen irgendwo. Die alte Hanne lauerte auf dem feuchten Gras und schlug hastig ein Kreuz. Denn wenn der Totenvogel schrie, starb einer noch in dieser Nacht. Gott sei seiner armen Seele gnädig! Dann kroch sie wieder am Boden hin, erreichte endlich das erste, verbergende Gebüsch und stand atemlos in dem tiefen Blätterschatten.

Alle guten Geister! Sie taumelte, als hätte sie einen Schlag bekommen. Denn dicht über ihr in den Ästen schrie das Käuzchen zum zweiten Mal.

Wie eine eisige Sturzwelle brach das Grauen über das Weib herein. Sie vergaß alle schleichende Vorsicht und stürzte aus dem Schatten der Büsche den Wiesensteig hinauf. Weiß und gespenstisch leuchteten die Grabkreuze über die niedere Friedhofsmauer. Die Turmuhr schlug sämmernd eine halbe Stunde vor Mitternacht.

Das Weib stand plötzlich still, in kalten Angstschweiß gebadet. Denn aus dem ziehenden Nebel ragte die Mutter Gottes, die entthronte Himmelkönigin, aus der kleinen Kapelle. In grauenhafter Hoheit stand sie

Ein  
 als  
 Arbeit  
 gen  
 Betra  
 eine  
 doch  
 angekl  
 lichteit  
 fretes  
 die Di  
 betricht  
 b u r g  
 amtl  
 über  
 Reichs  
 eine n  
 Darau  
 günftig  
 13. Au  
 können  
 beauftr  
 beim  
 der Bo  
 mit  
 San  
 Da Hin  
 unter

In dem weißen Bronzblech, wie der zürnende Engel vor dem Paradies . . . und sprach in die weiße Nacht:

„Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.“

Das Weib stürzte heulend in die Knie und rang die Hände: „Gnade . . . Gnade . . . Gnade . . .“

Doch der zürnende Engel sprach abermals auf sie herab in zermalender Hoheit: „Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft . . .“

Die Mörderin taumelte empor und schaute sich um mit irren Augen: Wohin . . . wohin sollte sie flüchten? Der Mond schien so grell! Im Wiesenland schrie das Käuzchen. Über die niedere Friedhofsmauer schwebten fünf schmale, schimmernde Nebelgestalten.

Wie von Furien gehezt, stürmte das Weib davon . . . durch das dampfende Nebelmeer, über die Stoppelfelder und in den Wald mit seinen schwarzen Schatten. Wo war die Finsternis groß genug, sie zu verbergen vor dem kommenden Strafgericht? Ihr Herz schlug wie ein Hammer. Ihre eiskalten Hände umkrampften die kleine Kassette. Von ihrer Stirne troff kalter Schweiß. Sie stürzte über Baumwurzeln und raffte sich keuchend empor. Sie riß sich blutig an Dornengestrüpp und fluchte und stöhnte. Sie versuchte im Laufen mit stoßendem Atem zu beten. Doch jedes fromme Wort erfror auf ihren Lippen. Denn immer hinter ihr her zogen still und stetig die fünf schimmernden Nebelgestalten.

Sie kam bis zum Teufelssee. Auf seinem schwarzen Spiegel schwammen weiße Rosen. Was jemals in seinem Wasser versank, war in alle Ewigkeit nicht mehr zum Vorschein gekommen. Daran dachte die Hanne, als sie jetzt den Arm hob und zum weiten Wurf ausholte. Die Kassette mit dem Mordgeld flog durch das Mondlicht, klatschte auf den Wasserspiegel und versank mit dumpfem, gurgelndem Ton. Es klang wie ein schwerer Seufzer in die nächtliche Stille.

Die Mörderin sah mit glasigen Augen zu, wie der Wasserpiegel bebte und zitternde Kreise zog. Sie wandte sich nicht um und wußte dennoch, daß hinter ihrem Rücken im Halbkreis fünf schmale Nebelstreifen standen und ihr die Umkehr ver sagten.

Da schlug sie ihr Brusttuch vor die Augen und warf sich kopfüber in die eisigkalte Tiefe.

+

Der hochwürdige Herr Johannes Durlacher ging in der stechenden Sonne des Spätsommertages über die Stoppelfelder. Er ging unter den schwertragenden Obstbäumen hin zur Hütte der Juliane Krombacher.

Diesen Weg war er vor sechs Jahren zum letzten Mal gegangen. Nun fiel es ihm auf, wie brüchig das Strohdach über dem elenden Gemäuer lag, und wie klapprig Tür und Fenster in den Angeln hingen. Doch das Gärtchen war sauber gepflegt und leuchtete in prächtiger Fülle von bunten Bauernblumen. Über der kleinen, windschiefen Gartentüre wucherte wilder Wein.

In dem einzigen Wohnraum der Hütte war der saubere Estrich mit weißem Sand bestreut. Die kleinen, grünlichen Fenster Scheiben blinkten in der Sonne. Auf dem weißgeschuerten Küchentisch blühte aus einem henkellosen Topf ein großer Strauß brennendroter Dahlien.

Juliane Krombacher stand über das schmale, eiserne Feldbett gebeugt und kühlte vorsichtig die Stirnwunde des kleinen Hans Jochen mit feuchtem Linnen. Ihre braunen Arbeitshände rüdten zärtlich besorgt die sauberen Rissen zurecht und betreuten mit unendlicher Hingabe das wimmernde Kind. Herr Johannes Durlacher sah ihr eine Weile dabei zu durch die offene Tür. Dann trat er über die Schwelle und grüßte:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Sie fuhr herum und funkelte ihn an wie ein gezeigtes Tier: „Ihr!“ „Gelobt sei Jesus Christus!“ wiederholte mahnend der hochwürdige Herr. Sie schob mit einer wegwerfenden Handbewegung den frommen Gruß von sich und stieß hervor: „Was wollt Ihr hier?“

in seinem hochgeschlossenen, schwarzen Rock. Sein strenges Gesicht glich ein wenig dem Erzengel Gabriel auf dem Altarbild seiner Dorfkirche. Die Mittagssonne fiel durch die Fensterscheiben auf sein dunkles Haar und ließ an den Schläfen die ersten, silbernen Fäden aufleuchten. Juliane trat ihm dicht unter die strengen Augen und stieß feindselig hervor:

„Was sucht Ihr noch unter meinem Dach!“

„Dieses Kind!“, entgegnete er ruhig.

Sie stellte sich wie beschützend vor das Bett. Er fragte in seiner überlegenen Würde: „Wie kommt das Kind unter dieses Dach?“

Sie sagte kühl und beherrscht: „Ich hab's gefunden!“

„Gefunden? Wo habt Ihr das Kind gefunden?“

„Bei der Ziehmutter Hanne. Die ist diese Nacht über alle Berge!“

„Und da habt Ihr das Kind einfach mitgenommen?“

„Es war allein . . . und ganz durchnäht . . . und hat jämmerlich geschrien.“ „Am welche Zeit war das?“

Juliane strich sich eine Haarsträhne unter die schwere Flechtentrone: „So gegen drei in der Früh!“

Er fragte streng wie ein Untersuchungsrichter: „Und was hattet Ihr in der Früh um drei im Feld zu suchen, wenn alle rechtschaffenen Menschen noch schlafen?“

Sie betrachtete ihn mit verletzendem Hochmut. Ihre weißen, gefunden Zähne blitzten zwischen den roten Lippen:

„Das geht Euch gar nichts an, Hochwürden!“

(Fortsetzung folgt).

### Gönn' den Toten ihren Schlummer!

Gönn' den Toten ihren Schlummer,  
Sind befreit von Not und Kummer,  
Alle Schmerzen sind verbannt,  
Ruh'n sanft in Gottes Hand.

Aber wir, die wir hinieden,  
Haben weder Ruh' noch Frieden,  
Müssen kämpfen, müssen streben  
Und in Sorgen weiter leben.

Weinen, daß wir sie verloren,  
Die sich Gott hat auserkoren,  
Bis wir selbst hinüber geh'n  
Und die Lieben wiederseh'n!

Marie Freitag.

### Treue um Treue.

Von Fritz Kaiser (Altenau).

Es war in den letzten Tagen des Weltkrieges. In Begleitung eines Kameraden wanderte ich von Zwigny nach Louppy in der sehr unbestimmten Hoffnung, hier das Feldpostamt noch zu erreichen, das ich von früher in Erinnerung hatte. Die Straßen dieser Gegend lagen schon unter zeitweiligem Feuer des Feindes, der in dem Verduner Abschnitt dank des erhaltenen Nachschubes aus gesunden, amerikanischen Reserven und ungeheurer Materialunterstützung seit Wochen beständig an Gelände gewonnen hatte. Dünn waren die Ketten der eigenen Truppe, die Körper der grauen Männer durch Jahre hindurch kampfermattet und ausgemergelt, kaum noch gestützt im Rücken, eher bestürzt und niedergedrückt durch ungewisse Gerüchte von Zerlegung und Auflösung, Menschen gleichsam auf verlorenem Posten, die nichts mehr zu erwarten hatten und doch unter heldenmütiger zäher Verteidigung nur Schritt für Schritt aufgaben, was nicht mehr zu halten war. Jeder Tag veränderte so das Bild des Kampfabschnittes, brachte neue Überraschungen zuungunsten der deutschen Lage.

Zentnerschwer lastete dieser Eindruck auf unserer Herzen, die wir für unseren Gang einen schmalen Waldweg oberhalb der feuerbestrichenen Straße gewählt hatten. Auch jetzt krachten wieder die Granaten ins Gelände. Wir schätzten die Entfernungen der Einschläge nach dem Gehör, denn sehen konnten wir nichts inmitten der schlanken, hochragenden Stämme. Es wäre Frieden gewesen in diesem Wald ohne die furchtbaren Detonationen, die die Luft erzittern machten. Bunt hing das Laub in der Sonne des schönen Tages. Vereinzelt segelten Blätter zu Boden, ihn wie mit einem heißfarbigen

Sommers lebten noch einmal auf in dem leuchtenden Gange des Herbstes, ein Leben, das langsam verblutete, bevor es in die Starrheit des Todes fiel.

Wir schritten meist schweigend dahin, manchmal im Sprung über gestürzte Bäume gehend. Niemand begegnete uns. Wir waren allein mit unseren Gedanken. Eine besinnliche Stunde, aus der wir heilige Kräfte schöpften, die das Auge heller und den Gang elastischer machten.

So kamen wir nach Vouppy. Das Postamt war natürlich nicht mehr da. Der kleine Ort hatte sein sorgloses Etappen Gesicht verloren, wurde langsam Frontgebiet mit tiefsten Jügen. Wir strichen durch ein paar Straßen und Gassen. Da plötzlich blieb der Kamerad stehen. An einem niederen Haus war ein Kastenwagen vorgefahren. Aus der Pforte traten vier Mann und trugen einen Toten.

„Komm, laß uns weitergehen,“ sagte ich zu dem Kameraden und wollte ihn mit mir fortziehen. Doch er stand wie angewurzelt, und nun erst sah ich sein verärbtes Gesicht und wußte, daß für ihn der Tote nicht wie für mich ein fremder, unbekannter war, sondern daß hier eine engere Beziehung bestand.

Ich verharrte in stiller Anteilnahme, wartete, bis der Erschütterte von selbst die Zusammenhänge erklärte. Vorderhand war nur zu sehen, wie mächtig seine Brust arbeitete in einem tiefen Schmerz. Und dann kamen die Worte nur stockend, schleppten sich mühsam, als wollten sie unter ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen.

„Wißt ihr, was es heißt,“ sagte er zu den Totenträgern und mir, „stundenlang im Feuer verwundet zwischen den Gräben zu liegen, hilflos, ohne jede Hoffnung, zurückgeschleppt zu werden, weil es aussichtslos erscheint, daß einer lebend davontkommt, und dann dennoch in letzter Stunde das Rettungswerk eines Todesmutigen an sich zu erfahren! — Dieser ist's, der sein Leben für mich in die Schanze schlug. Mein Leben hing damals nur noch an einem Faden, viele hatten mich bereits aufgegeben, er wagte das Äußerste. So wurden wir Brüder! Trennte uns auch nachfolgendes wechselndes Geschick, im Innern blieben wir's. Später nach der Rückkehr gedachte ich's ihm zu vergelten.“

Hier schnürte der Schmerz dem Kameraden die Stimme ab.

„Vergiß trotz allem“, legte ich ihm tröstend die Hand auf die Schulter, „die Gnade nicht, die dir nach menschlich unerträglich bleibendem höherem Gesetz mit dieser Begegnung Gelegenheit gibt, nun wenigstens an dem Toten gutzumachen, was er dem Lebenden erwies. Es ist der letzte, aber schönste Dienst, der dir bleibt.“

Er guckte mich groß an, als ob ihm eine herrliche Erkenntnis mit meinen Worten gekommen wäre und eine Kraft und Stärke zugleich.

„Du hast recht“, sagte er gefestigt zu mir, und seine Gestalt straffte sich unwillkürlich.

Die anderen traten zurück und ließen uns zwei als erste hinter dem Toten gehen. Einer von den vieren ging vorne, er führte das Pferd und wies zugleich den Weg.

Es war ein kleiner, schlachter Zug. Hart polsterten die Räder durchs Dorf. Hinter den letzten Häusern, gedeckt von einem grünen Hügel, hielt das Gespann, schaufelten wir abwechselnd das Grab und legten den Toten hinein, umbettet mit buntem Laub. Er war mir längst kein fremder mehr. In der Luft war das Brausen der Granaten und unweit die Salven der Einschläge, die weil mein Kamerad das Gebet sprach und wir mit gesenkten Stirnen und gefalteten Händen um die Grube standen.

Langsam und schonend fielen die ersten Schaufeln Erde über den friedlichen Schläfer, dann rascher, bis sich der Hügel türmte. Die ausgehobenen Rasenstücke kamen als Einfassung um das Grab und oben darauf wieder der Herbst mit seinem Farbenschmuck.

„Wie starb er denn?“ tauchte die im Wirbel der Gefühle und Eindrücke erst verschlagene Frage jetzt wieder auf, und der darauf antwortete, sagte es mit gesenkter Stimme und in die Weite gerichtetem Blick:

„Als Ordonnanz erreichte ihn das tödliche Eisen, nicht im Graben, hier im Ort zeitig in der Frühe. Der Tau lag in den Gräsern.“

Die vier Mann gingen. Wir blieben noch bei dem Grab, das bis zum Abend auch sein Kreuz bekam mit dem Stahlhelm des Toten oben darauf. Unsere Stimmen flatterten wechselseitig über den Hügel. Des Lebens tiefer Sinn ging uns wieder einmal auf, wo wir abermals eins frisch zur Ruhe gebettet hatten. Der Tote wurde lebendig in den Erinnerungen meines Kameraden, als stünde er selber mit an seinem Grab. Nicht Kleinliches, wehmutsvolles Geschiedensein, nein großes, ehernes Gefühl unlöslicher und unbegrenzter Verbundenheit beherrschte den Ausklang dieser schlichten und schönsten aller erlebten Totenfeiern.

Da zog sie auch schon mit einem Kuck die Tür hinter ihm zu. Tante Friedchen war eine ältere Verwandte seiner Frau und nach deren Tode ins Haus gezogen, um nach dem verlassenen Manne und den Kindern zu sehen. Sie verdiente ihren Namen nicht recht, denn sie war mehr für energisches Eingreifen als für den Frieden.

„Na, wie wird es denn nun?“ fragte sie. „Hast du schon mit dem Pastor gesprochen, und was meint er?“

„Der Pastor meint, daß da nichts im Wege sei. Ich bin nun sechsunddreißig Jahre im Amte und habe nur einmal um Urlaub gebeten, damals, du weißt ja, als ich meine Jüngste, die Berta, mit dem Postvorsteher in der Stadt verheiratete.“

„Ja, und wann soll denn die Fahrt vor sich gehen? Ich meine nur wegen deinem Zeug. Die Unterwäsche ist nicht mehr neu und mancherlei muß ausgebessert werden.“

„Der Doktor sagt, ich müsse vor dem November noch fort. Das ist schon in drei Wochen. Für eine Vertretung hat der Herr Pastor schon gesorgt.“

„Drei Wochen ist eine kurze Zeit, Christian“, und ihr Gesicht glühte vor Eifer. „Aber ich schaffe Rat und werde alles bis dahin in Ordnung bringen, darauf kannst du dich verlassen. Noch eine Frage, du brauchst darum nicht zu erschrecken, du stirbst darum ja nicht schneller, aber, wenn du da unten in der Schweiz, in Davos, sterben solltest, so willst du doch hier begraben werden, nicht?“

Er wiegte den Kopf hin und her. „Ich habe natürlich auch schon daran gedacht. Es wird eine teure Geschichte, aber die Kinder wollen mir durchaus etwas dazu geben, und ich glaube, meine Ersparnisse reichen auch für den Fall. Ich glaube nicht“, fügte er leise hinzu, „daß ich da unten in fernem Lande gut schlafen könnte.“

„Nein“, sagte sie befriedigt, „bei Lina ist auch noch genug Platz für dich.“

„Hm“, nickte er, „und dann meinen Spruch für das Kreuz, nicht wahr, den vergißt du nicht? Ich habe ihn vorn in mein Gesangbuch geschrieben.“

Die nächsten Wochen vergingen dem alten Lüders wie im Traume. Nun war der letzte Tag da. Die Kinder waren gekommen, um den alten Vater ein Stück auf der Reise zu begleiten. Er war in der letzten Zeit sichtlich stiller und schmäler geworden. Es war nicht das Leiden, das ihn quälte; es war ihm, als hielte ihn der Boden mit tausend feinen Fasern fest, und jedes Losreißen bedeutete eine Wunde.

„Gott soll mich bewahren“, sagte Tante Friedchen, „ich glaube, der Mann will sich noch vor der Zeit unter die Erde bringen!“ Brummend stieg sie in die Bodenkammer hinauf, um die gestohlene Reisetasche zu holen.

Unterdessen hatte Lehrer Lüders seinen letzten Gang durchs Dorf gemacht, große und kleine Hände geschüttelt und viele gute Wünsche entgegengenommen.

„Nur immer den Kopf hoch, mein lieber Herr Lüders!“ tröstete ihn der Pastor. „Sie werden sehen, die milde Luft wirkt Wunder und zum Frühling sind sie dann wieder hier. Wir werden dann noch manches Jahr Hand in Hand arbeiten können.“

„Wollen's hoffen, Herr Pastor, wollen's hoffen!“ Dabei huckete er und das Herz wurde ihm immer schwerer.

Dann ging Lüders noch einmal in die Schulstube. Alles war in gewohnter Ordnung. „Glückliche Reise!“ war an die Tafel geschrieben. Ihm wurde ganz wehmütig, er schaute weg, er konnte es nicht sehen.

Früh ging er zu Bett, denn andern Tags sollte die Fahrt angetreten werden. Der Schlaf aber wollte nicht kommen. Unruhig warf er sich hin und her. Endlich stand er auf und trat ans Fenster. Es war ganz dunkel und am Himmel hingen schwere Wolken. Er öffnete einen Fensterflügel. Der Nachtwind flüsterte in den spärlichen Blättern und der Duft des welken Laubes zog bis in seine Kammer. Er atmete tief den Heimatduft, den er vielleicht nie mehr empfand. Fern verklang das Heulen eines Hundes. Der alte Mann hatte mit beiden Händen das Fensterkreuz umflammt. Sein ganzer Körper zuckte. So stand er lange. Endlich mächtigte sich die innere Erregung und er begann, im engen Raume hin und her zu gehen. „Ich reise nicht... ich kann nicht...“, flüsterte er stöhne, „ich will in der Heimat sterben... das ist mein letzter Wunsch!“ — Ihn fing an zu frösteln und ein starker Hustenanfall nötigte ihn, das Bett wieder aufzusuchen.

Noch ehe der Morgen graute, war der alte Lüders sanft eingeschlafen. Gedatter Hein hatte ihm seinen letzten Wunsch erfüllt.